

Methoden der Medienwissenschaft Teil IV



Kyle Bellucci Johanson: *chance encounters for a third try: attempting a house party on the moon*
Screenshot, 2020 (Orig. in Farbe)

Die Debatte über die Methoden der Medienwissenschaft, die in den Heften 20 bis 22 der ZfM geführt wurde, hat eine Reihe von Fragen aufgeworfen – etwa nach dem Verhältnis von Theorie und Methode, nach unterschiedlichen Auffassungen von empirischem Arbeiten sowie nach dem interventionistischen Potenzial von Methoden. Angesichts der Komplexität dieser Themen schlagen wir vor, die begonnene Debatte in anderen Formaten fortzusetzen: So werden im Open-Media-Studies-Blog bereits Beiträge zur Anwendung einzelner Methoden auf digitale Medien veröffentlicht. Vorschläge für eine Weiterführung der Methodendebatte in den Rubriken des Hefts oder der Website – z. B. in Form konkreter Anwendungen, Gegenstandsanalysen oder auch in Laborgesprächen – nimmt die Redaktion gerne entgegen.

FORMATWECHSEL

Zur Methodendebatte

von CHRISTOPH ENGEMANN / TILL A. HEILMANN / FLORIAN SPRENGER

Unser in Heft 20 veröffentlichter Ausgangstext zu den Methoden der Medienwissenschaft hatte nicht den Anspruch, Antworten zu geben, sondern Fragen zu stellen. Dass diese Fragen von manchen als Antworten gelesen wurden, deutet auf einen Klärungsbedarf der von uns vorgestellten Position hin. Zunächst: Wir stehen Methoden keineswegs prinzipiell skeptisch gegenüber. Das wäre naiv. Richtig ist, dass wir die Produktivität von Methoden, ihr interventionistisches Potenzial und ihre Kreativität – im doppelten Sinn der Hervorbringung ihrer Gegenstände wie der Transformationen des methodischen Vorgehens selbst – kaum thematisiert haben. Es ging uns an dieser Stelle aber nicht um ein Für und Wider von Methoden, weder an sich noch für einzelne Fälle, sondern um eine Beschreibung der gegenwärtigen wissenschaftspolitischen Situation unseres Fachs und der normativen Kraft der Frage nach den <richtigen> Methoden. Der gegenwärtige Spielraum für eine Pluralität von Verfahrensweisen ist nicht selbstverständlich gegeben, er ist vielmehr das Resultat wissenschaftspolitischer Auseinandersetzungen. Die Begründung von Methoden – diesen Punkt haben mehrere Repliken unterstrichen – ist nicht von den Theorien zu trennen, die ein Forschungsfeld eröffnen. Aushandlung, Institutionalisierung

und Politik von Methoden geschehen in einem Kräftefeld, in welchem Disziplinierungen und Schließungen ebenso wie Öffnungen und Grenzüberschreitungen möglich sind. In der grundsätzlichen Ablehnung von Methoden, als die unser Text von Julia Bee, Jennifer Eickelmann und Katrin Köppert sowie Patrick Vonderau gelesen wurde, mag man einen Akt der Re-Souveränisierung eines imaginierten wissenschaftlichen Herrschaftssubjekts erkennen wollen.¹ Einer solchen Annahme müsste dann aber eine Kritik der Souveränitätsformen des Aneignens und des Forderns von (bestimmten) Methoden folgen.

Genauso wenig wie wir Methoden an sich ablehnen, stehen wir empirischem Arbeiten prinzipiell kritisch gegenüber. Zwei der Autoren dieser Zeilen haben in ihrem Studium eine grundständige Ausbildung in empirischen Methoden der Kommunikationswissenschaft und der Psychologie absolviert. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen teilen wir die in den Beiträgen einiger Kolleg_innen getroffenen Einschätzungen zur Empirie nicht. Was im geistes- und kulturwissenschaftlichen Fachkreis mitunter als nachahmenswertes (weil eben <empirisches>) medienwissenschaftliches Arbeiten vorgestellt wird, fällt gegenüber den in Nachbardisziplinen konventionalisierten Mindeststandards

der empirischen Sozialforschung deutlich ab.² So bedarf Patrick Vonderaus Forderung, die Medienwissenschaft brauche «nichts mehr als den offenen Umgang mit Empirien», denn einer Begründung, *weshalb* dies der Fall sein solle und *welche Art* von Empirien hier verlangt wird (allein der Plural verrät eine glückliche Unbefangenheit im Umgang mit dem Begriff).³ Die sozialwissenschaftlich dominante Art empirischen Arbeitens, die zumindest eine flüchtige Bekanntschaft mit Konzepten wie Skalentyp, Effektgröße, Indexbildung, Messniveau, Kontrollgruppe, Pretest und Signifikanztest oder Versuche, Äquivalente bzw. Alternativen zu qualitativen (auch ethnografischen Methoden) zu finden, voraussetzt, kann damit jedenfalls kaum gemeint sein. Die Orientierung an solchen Standards wird in Begutachtungsprozessen jedoch mitunter erwartet.⁴

Es ist wichtig, gerade bei der Untersuchung der Phänomene digitaler Kulturen nicht blind auf Methoden zu vertrauen. Daher plädieren wir dafür, Sebastian Gießmanns Hinweis auf methodisch «Neues, das dem Neuen gerecht würde», eine stärkere Reflexion der Notwendigkeit, Gültigkeit und Beschränktheit sogenannter digitaler Methoden zur Untersuchung an die Seite zu stellen.⁵ Ohne entsprechende Begründung läuft eine solche Engführung von Werkzeug und Gegenstand sonst leicht Gefahr, als Beschwörungsformel instrumenteller Vernunft missverstanden zu werden. Angesichts der techno-ökonomischen Asymmetrien gegenüber digitalen Giganten wie Facebook, Amazon und Google sei dagegen an Audre Lordes Mahnung erinnert, dass die *master's tools* niemals das Haus desselben niederreißen werden.⁶

Die in unserem Text am Beispiel empirischen Arbeitens aufgeworfene Skepsis betrifft nicht zuletzt die gutachterliche Macht von Methodenfragen. Diese tritt nicht zwingend im Forschungsprozess selbst auf, sondern eher in wissenschaftspolitischen Konstellationen im engeren Sinn – überall dort, wo mit externem

Blick über die Validität wissenschaftlichen Wissens entschieden wird. Gutachterliche Macht wirkt auf den institutionellen Spielraum von Forscher_innen zurück. Mit Methodenentscheidungen kann, wie das Beispiel der Psychologie und aktuell die Spaltung der deutschsprachigen Soziologie zeigt, über das Schicksal ganzer Fächer verfügt werden. Die entsprechenden Debatten sind, wie Anna Tuschlings Beitrag ausführt, nicht neu, sondern haben seit Beginn des 20. Jahrhunderts mindestens ein halbes Dutzend Iterationen erfahren: im logischen Positivismus der 1920er Jahre, im Positivismustreit der deutschen Soziologie, in den Methoden- bzw. Theorieauseinandersetzungen im Marxismus, im Strukturalismus, im Poststrukturalismus und eben in den aktuellen Diskussionen um Digital Humanities.⁷ Unter deren Einfluss entwickeln sich in den britischen und US-amerikanischen Literatur- und Sprachwissenschaften derzeit ähnliche Delegitimations- und *defunding*-Dynamiken, wie sie in den Sozialwissenschaften und der Psychologie bereits ihre volle Wirkung entfaltet haben. Wir halten es für essenziell, diese historischen und fachpolitischen Iterationen der Methodenfrage zu bedenken und die wiederkehrenden Argumente ebenso zu berücksichtigen wie die Folgen für das Kräftefeld der Wissenschaft.

Im Kontext der hektischen Institutionalisierung von Digitalisierungsforschung in Deutschland seit 2016 war und ist die Medienwissenschaft an keinem der erheblich alimentierten Großforschungsinstitute beteiligt. Ob dies nur bedauerliche (oder angesichts der Ausrichtung dieser Institute auf Politikberatung und Wirtschaftsförderung gerade erfreuliche) Einzelfälle sind oder Symptome einer politischen Bedeutungslosigkeit unseres Fachs, wird sich erweisen. Jedenfalls sollte die Medienwissenschaft diese Entwicklungen ernst nehmen, ist ihre Unsichtbarkeit in den entsprechenden Kontexten doch, so unsere Vermutung, nicht zuletzt der methodischen Dominanz anderer Ansätze und

Disziplinen geschuldet – oder anders gesagt: der methodischen <Unzurechnungsfähigkeit> der Medienwissenschaft selbst. In dieser Hinsicht wäre die experimentelle und reflektierte «Methodenpromiskuität», die Birgit Schneider vorschlägt, eine Möglichkeit, um Zugänge für das Fach zu schaffen und zugleich die oft allzu glatten Internetforschungs-Großprojekte kritisch zu begleiten.⁸

Unser im Ausgangstext formulierter Einwand betrifft nicht die Gültigkeit und Notwendigkeit methodischer Verfahren per se, sondern das Ausblenden der Privilegien sowohl einer Methodenverweigerung als auch einer Methodenbegeisterung. Diese sind gleichermaßen, aber in unterschiedlichen Ausprägungen, Resultat des wissenschaftspolitischen <Unfalls> Medienwissenschaft, der intellektuelle Freiräume geschaffen hat, die durch eine Methoden- und Empiriediskussion oder die genannten externen Hebeleffekte beispielsweise von Gutachter_innen auch verengt werden können. Der Blick in Nachbarfächer zeigt, dass offene, differenzsensible Methoden oft ein schwer erkämpftes und immer wieder in Frage gestelltes Nischendasein führen. Der auch über Methodenfragen vermittelten gutachterlichen Macht stehen alternative, offene Verfahrensweisen als geduldeter Luxus gegenüber, nicht als notwendig erachtete Selbstverständlichkeit.⁹ Unsere Sorge bezieht sich auf die *unintended consequences* von Methodendebatten, die unvermeidbar sind, egal ob man die Diskussion nun führt oder sie verweigert. Wir hoffen daher, dass die Medienwissenschaft sich dieser paradoxalen Herausforderung mutig und kreativ stellt. Die Methodendiskussion und die Debatte um sie sollte daher nicht vorschnell für beendet erklärt werden. Sie sollte, so unser Wunsch, vielmehr weiter vorangetrieben und in anderen Formaten vertieft werden.

1 Vgl. Patrick Vonderau: Methode als wissenschaftssoziales Problem, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 21, 2019, 165–168; Julia Bee, Jennifer Eickelmann, Katrin Köppert: Diffraction, Individuation, Spekulation, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 22, 2020, 179–188.

2 Siehe beispielhaft Rainer Schnell, Paul B. Hill, Elke Esser: *Methoden der empirischen Sozialforschung*, 11. Aufl., München 2018; Andreas Diekmann: *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*, 12. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2018; Helmut Kromrey, Jochen Roose, Jörg Strübing: *Empirische Sozialforschung*, 13. Aufl., Konstanz 2016.

3 Vonderau: Methode als wissenschaftssoziales Problem, 167.

4 Einen Eindruck davon, wie lehrbuchmäßiges empirisches Arbeiten den sozialwissenschaftlichen Erkenntnisprozess bereits während des Studiums in vorgegebene Bahnen lenkt, bietet der kürzlich erschienene Bericht von Oliver Weber über empirische Politikwissenschaft, Oliver Weber: Ellipsen und Pfeile. *Empirische Politikwissenschaft*, in: *Merkur*, Nr. 852, 2020, 83–91.

5 Sebastian Gießmann: Hätte, hätte, Drittmittelkette. Über neue Wege und Ziele der Medienforschung, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 22, 2020, 167–172.

6 Audre Lorde: The Master's Tools Will Never Dismantle the Master's House [1979], in: dies.: *Sister Outsider. Essays and Speeches*, Berkeley 1984, 110–114.

7 Anna Tuschling: Methoden sind politisch, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 22, 2020, 173–178.

8 Birgit Schneider: Unstete Methoden! Für eine offene Methodenpraxis mit digitalen Medien, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 21, 2019, 147–154.

9 So etwa Celia Lury, Nina Wakeford: *Inventive Methods. The Happening of the Social*, New York 2012.